

Staat und Künstler

Autor(en): **Erzer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **36 (1974)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-862022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Staat und Künstler

Ansprache von Landammann Dr. Hans Erzer bei der Verleihung der Kunst- und Kulturpreise des Kantons Solothurn, 31. Januar 1974

Seit 1958 spricht der Staat Solothurn verdienten und verheissungsvollen Jüngern des Kunst- und Kulturlebens seine Anerkennung aus durch öffentliche Verleihung eines Preises. Im Laufe dieser 15 Jahre haben sich Grundsatz und Methode der Auswahl entwickelt und verändert, ob zum Vorteil oder Nachteil ist eine Frage, deren Beantwortung vom Standpunkt des Kritikers abhängt. Ursprünglich galt der strenge, exklusive Grundsatz: Kunst kommt vom Können. Können beweist sich durch Leistung und Bewährung, durch nachhaltigen Widerhall. Nicht der unzeitige Fruchtansatz, sondern die gereifte, vollmundige Frucht wird eingebracht und in einem Erntefest gezeigt und gefeiert. Die Kunstpreisfeier entsprach einem Dankfest. Preisträger dieser ersten Epoche, die von der Meinung des Volkes getragen wurde, waren der Reihe nach Cuno Amiet, Ernst Kunz, Felix Moeschlin, Hans Berger, Richard Flury und Albin Fringeli. Zurückhaltend wurde bei ihnen — mehr symbolisch als materiell — die hohe Leistung anerkannt. Später erfolgte die Preiszuteilung, absichtlich mehr, und m. E. zu Recht, nach fördernden und anspornenden Gesichtspunkten. Neben den «Bewährten», die sich im harten Ringen mit der Materie und sich selber den stolzen Namen «Meister» erworben hatten, soll nun auch der Suchende auf seinem beschwerlichen Weg durch Nacht und Zweifel, soll der Reifende auf Anerkennung hoffen dürfen. Aber auch der grosszügige Förderer der Kunst, der aus dem Kunstleben nicht wegzudenken ist, der Mäzenas, soll vom Staate anerkannt werden. Aus dieser Popularisierung der Preisverleihung ergab sich von selbst eine Vergrösserung der Zahl der Preise und gleichzeitig der befriedigten oder unbefriedigten Anwärter auf Preis und Ehre. Zum Kunstpreis mussten — so will uns scheinen — notwendigerweise der Kulturpreis, der Anerkennungspreis und der Förderungspreis treten. Die neue Parole der Kunstförderung lautete: Wenn schon der Staat die Kunst nicht befehlen will, weil er es auch gar nicht könnte, denn geistige Werte lassen sich, wie wir alle befriedigt feststellen, nicht amtlich verfügen, soll dieser Staat doch die Künstler in ihrer Vielfalt — die Dichtenden, Musizierenden, in Holz und Stein und Pappe Wirkenden, die Fräsenden und Klebenden anspornen und ihnen durch Aufmunterung Impulse verleihen. Die Zahl der Preisträger stieg auf 5—7 an. Der jeweilige Landammann hatte weiterhin von Amtes wegen den Geehrten die Preise in einer schlichten, würdigen Feier auf seine Weise zu übergeben.

Damit ist die Frage, wer des Preises würdig sei und was als Kunst gelte, mitnichten entschieden. Denn der Uneingeweihte weiss nur, dass in der modernen Kunst nichts gewiss ist als das Ungewisse; und die Ausgewählten allein, die sich selber auswählen, wissen mehr. Moderne Kunst ist den Mysterien des Altertums — will mir scheinen — nahe verwandt; sie spricht ihre eigene Geheimsprache. Im Dunkeln und Geheimnisvollen sind Mysterien zuhaus!

Es war daher sehr wohl verständlich, dass der zuständige Departementschef — übrigens ein ebenso eifriger wie erfolgreicher Förderer der modernen Kunstrichtungen — es für ratsam erachtete, ein kantonales Kuratorium für Kunstfragen, das rund zwei Dutzend Eingeweihte, Sachverständige und Liebhaber umfasst, vorzuschlagen, was dem Regierungsrat für zweckmässig erschien. Dieses Kuratorium bearbeitet in Unterausschüssen und als ganzes nach Richtlinien, die noch zu schaffen sind, das Reich der modernen Künste, wo wie nirgendwo «des einen Uhl des andern Nachtigall» ist, wie die Wettbewerbe für öffentliche Staatsgebäude (die freilich auf die Zeit vor der Tätigkeit des Kuratoriums zurückgehen) in anschaulicher Art gezeigt haben.

Der Landammann gibt der Hoffnung Ausdruck, dass die Zusammenarbeit zwischen Kuratorium und Regierung sich in ungestörten Kreisen entwickle, wobei die Fachleute vorab den Sachverstand beitragen sollen, die Regierung vor allem das Mass der Dinge und beide Partnerschaften im Ergebnis den gesunden Menschenverstand — den Sinn also für das Wünschbare und Mögliche und eine Dosis guten Geschmack.

Wenn der Staat aus öffentlichen Mitteln Preise verteilt, fragt sich die Öffentlichkeit, was denn eigentlich gefördert werde. So bleibt uns denn das Suchen und Forschen nach dem Bemühen und den Zwecken dessen nicht erspart, was man Kunst heisst — ein wahrhaft sokratisches Unterfangen in unseren verwirrenden und verworrenen Zeiten! Da uns Sokrates, der grosse Fragensteller, aber fehlt, müssen wir mit unseren schwachen Kräften und auf eigene Weise verfahren. Aber nehmen wir doch die Vertreter der neuen Kunst, einige begabte Förderungspreisträger des Staates Solothurn der Jahre 1968 und 1969 zu Hilfe.

Ein junger Erfolgsschriftsteller des Jahres 1968 benutzte das Grundrecht der freien Rede und erklärte eindeutig und klar: Kunst, wie er sie verstehe, sei nichts anderes als politische Arbeit, Wille zur Kritik und Veränderung. Dabei bestritt er mit Einsatz, dass Politik ein schmutziges Geschäft sei, was wir alles in allem erwägend und betrachtend mit der geklärten Heiterkeit des Eingeweihten — gerne und zustimmend zur Kenntnis genommen haben. Was heute als Kunst gelte, rief der Preisträger aus, diene dem Betrug und

der Ausbeutung und sei für viele «Ersatzgewissen», etwa die «Renoirs» des Waffenschiebers. Darauf hätte der vorhin angerufene Sokrates dem wahrheitsdurstigen jungen Manne in langer und unwiderstehlicher Beweisführung die Milch der frommen Denkungsart geläutert und ihm nachgewiesen, dass er das Opfer einer den Zeitläufen entsprechenden, materialistischen Betrachtungsweise geworden sei: Kunstbesitz, Eigentum an Kunstwerken, selbst an 10 Statuen des Phidias sei nämlich nicht Kunst, so wenig wie das Kleid den Philosophen oder der Name den Künstler ausmachten, sondern einzig und allein Talent und Hingebung an die Kunst. Das sei auch die Antwort seines Dämons, hätte Sokrates bedeutet.

Mit der *Sprache* als einem der Hauptwerkzeuge der Dichtung, ja der Kultur schlechthin, hat sich ein Preisträger des folgenden Jahres auseinandergesetzt und dabei am Beispiel einer ausserkantonalen Mittelschule über den Zeitgeist Bemerkenswertes festgehalten: «Die jungen Menschen rebellierten in den 60er Jahren gegen die gängigen Floskeln der Umgangssprache, indem sie dem «Ungefähr» den Kampf ansagten, das sie als sprachliches Falschgeld entlarvt hätten. Der Erfolg des erstarrenden sprachlichen Schützengrabenkampfes sei letzten Endes gewesen, dass die alten verhängnisvollen Floskeln durch neue verhängnisvolle Floskeln und Schlagworte ersetzt worden seien etwa nach folgendem Muster: «Der junge engagierte Mensch will sich nicht mehr vom reaktionären Establishment manipulieren und frustrieren lassen» usw. Der junge Preisträger klagte, dass diese jungen Leute einer in diesem Ausmasse noch nie dagewesenen Kritiklosigkeit und einer erschreckenden menschlichen und sprachlichen Resignation gehuldigt hätten.

Hermann Hesse hat sich 1960 in einem bemerkenswerten Artikel zum Problem unserer gequälten und misshandelten deutschen Sprache geäußert: «In den deutschsprachigen Ländern kann man nicht nur Bürgermeister und Minister, sondern man kann auch Lehrer, Professor und Schriftsteller werden, ohne deutsch zu können, das heisst ohne ein echtes natürliches, frohes und seiner selbst sicheres Verhältnis zur eigenen Sprache zu haben.»

Ein weiterer Preisträger des Jahres 1968 hat aus der Lage am neuzeitlichen «Sprachmarkt» bei passender Gelegenheit eine Folgerung gezogen, die mich gefreut und erheitert hat. Mit andern jüngern Künstlern war er aufgefordert worden, an einem Scherbengericht über dieses «korrupte Establishment der Satten» teilzuhaben, wobei die Antworten auf das runde Dutzend Fragen gedruckt und veröffentlicht worden sind. Der Preisträger beantwortete alle Fragen mit dem gleichlautenden Satz, so dass es ungefähr in folgender Weise tönte: Zu Frage 1: «Ich mag das Wort ‚politisches Selbstverständnis‘ nicht mehr hören» usw. Zu Frage 2: «Ich mag das Wort ‚Fru-

stration' nicht mehr hören». So hat der Kabarettist mit einem ernsthaften Spass die richtige Antwort erteilt an das Kabarett der Welt, das sich so pathetisch ernst nimmt, indem es dem Pathos abschwört.

Ich habe bis jetzt nur festgestellt, was nach meiner Meinung Kunst nicht ist — die Zeit eilt und wir können Sie, sehr geehrte Damen und Herren, nicht hinhalten. Und doch drängt sich der Versuch einer Antwort auf, denn es wäre zu billig, sich mit dem Hinweis auf Zeitmangel um eine eigene Meinung zu drücken. Meine Antwort ist die Antwort des um Bildung Beflissenen, obschon ich weiss, dass dies nicht in allen Ohren gut tönt und dass gerade «Bildung» verdächtig ist und den modernen Richtungen als Hindernis für das Verständnis der Kunst, wie sie dieselbe verstehen, gilt. Dabei beanspruche ich Freiheit der Meinung, die ich auch gerne jedem zuzubilligen bereit bin:

Kunst ist — meiner Ansicht nach — Auseinandersetzung mit dem Bestehenden, Vergangenen und Künftigen, mit den Waffen und Mitteln der Gefühle und des Geistes. Den Künstler kann man nur vollauf verstehen, wenn man seine Zeit kennt und in sein geistiges Land zieht. Der Künstler hat nicht der Menge, dem Publikum, zu gefallen, weil dieses über Geld und Macht verfügt und Ehrenmeldungen ausstellt. Zu oft hat dieses Publikum, dessen Geschmack eher ordinär ist und dessen Geist langsam marschiert, Weise und Künstler verkannt und verlacht. Wir müssen deshalb dem Neuen grosszügig und aufgeschlossen gegenüber treten. Die Schlag- und Kennworte «progressiv» — gesellschaftskritisch — und «konservativ» — konventionell — sind für die Kunst neutral oder sollten es wenigstens sein: Sie bezeichnen mehr oder weniger genau eine Einstellung; sie sagen aber nichts aus über künstlerische Leistung, sondern höchstens, wie einer zu denken, zu handeln und allenfalls selig zu werden beabsichtigt. Das mag die Verantwortlichen dazu veranlassen, vorsichtig und vorurteilslos zu sein. Viele sind berufen und wenige auserwählt, auch in der Kunst. Die «Könner» sind zu fördern, nicht die «Bekenner».

Jede Zeit hat und fordert ihre Rechte! Was sich täglich und stündlich im Künstler an Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll er aussprechen, auf seine Weise, kühn und unabhängig. Das hat der Sturm und Drang, das haben die Klassik, die Romantik getan, auch die Modernen, und das ist wahre Kunst, sofern Talent und echte ehrliche Empfindung gegeben sind. Wer so beschaffen ist und so arbeitet, ist ein wirklicher Künstler. «Was ist da viel zu definieren», ruft Goethe aus, «lebendiges Gefühl der Zustände und die Kraft, es auszudrücken, machen den Poeten», und wo ist der alte Spruch des Delphischen Gottes: «Erkenne dich selbst» menschlicher und

prägnanter ausgedrückt als im Schillerschen Distichon: «Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben. Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.» Wenn man sie auch nicht mehr liebt und liest, die Klassiker, und sie abtut, weil man sie nicht kennt, so sind sie dennoch, zusammen mit den andern Grossen der Kunst aller Zeiten, die Bergriesen, von denen das Material abgetragen wird, aus dem die Werke künftiger Künstler gebaut sein werden. Was sind Kunst und Kultur ohne bewusste oder unbewusste Tradition? Was beispielsweise ein Bach in der Musik, was die Italiener, Holländer und Franzosen in der Malerei geleistet haben, ist nicht wegzudenken, es ist da. Das Handwerkliche der Kunst will gelernt und gekonnt sein. Wir alle bewundern, wie etwa Picasso, wie Hans Erni zeichnen konnten und können. Und ein letztes: Es gibt im Kunstleben und im persönlichen Leben des Künstlers Zeiten der Flaute, die Aufbruch zu höheren Zielen sein können. In diesen möge der Künstler an sich arbeiten, das Rüstzeug verbessern; wenn er das tut, wird er Vertrauen gewinnen zu sich und bei andern.

Es gibt vielleicht auch den Tag, wo das Kuratorium mutig erklärt, in einem bestimmten Jahr einmal keinen Preis vorzuschlagen, weil es von keinem Anwärter zur Zeit überzeugt sei. Dieser Standpunkt kann so gerechtfertigt und der Kunst so förderlich sein, wie die wohlbegründeten sieben Vorschläge des Jahres 1973. Dann darf die Frage: «Quo vadis ars moderna?» zuversichtlich beantwortet werden: Vorwärts, es sei in die Tiefe, in die Höhe, in die Weite.

Gruss und Glückwunsch an Albin Fringeli

So nennt sich ein geschmackvolles Bändchen, das zum 75. Geburtstag des Dichters am 24. März im Schwarzbueb-Verlag herausgekommen ist, wo ja auch die meisten Werke des Jubilaren, insbesondere seit 1923 alljährlich der Kalender «Dr Schwarzbueb», erschienen sind. Zwei Freunde, der Architekt Dr. h. c. Alban Gerster und der Dichter Beat Jäggi, steuern köstliche Erinnerungen und Würdigungen bei. Eine Reihe von Kostproben aus des Dichters «Werkstatt» schliesst sich an und sein Porträt und sein Werkverzeichnis runden das Ganze — zum schönen Präsent für den gefeierten Dichter und für alle seine Freunde.

Und zu diesen zählen wir auch die Leser der «Jurablätter», ist doch Albin Fringeli immer einer der eifrigsten Mitarbeiter gewesen. Angefangen vom ersten Heft 1939 hat er uns fast alle Jahre mit seinen Beiträgen — Gedichte, Erzählungen, heimatkundliche Aufsätze, Nachrufe und Würdigungen — rund 75 an der Zahl, erfreut. So möchten auch Redaktion, Verlag und die ganze Lesergemeinde dem «Sänger des Schwarzbubenslandes» von Herzen danken und Glück wünschen!

M. B.

Albin Fringeli, Gruss und Glückwunsch zu seinem 75. Geburtstag. Schwarzbueb-Verlag Jeger-Moll AG, Breitenbach 1974. 44 Seiten, broschiert, Fr. 6.60.